Należytość pocztową opłacono ryczałtem.
Die Postgebühr ist bar bezahlt.

Erscheint wöchentlich

Ost-Deutsches Volksblatt

Bezugspreis: Jährlich: Polen 12 zl, Deutschland 10Gmk, Amerika 2½ Dollar, Tschechoslowakei 80 K, Oesterreich 12 S. — Vierteljährlich: 3,00 zl, — Monatlich: 1,20 zl.
Einzelfolge: 30 Groschen

Vierzehntägig die Beilage: „Der deutsche Landwirt in Kleinpolen."
Enthält die amtlichen Mitteilungen des Verbandes deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Kleinpolen z. s. z o. o. we Lwowie.
Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.
Schriftleitung und Verwaltung: Lwów, (Lemberg), Zielona 11.

Folge 17 — Lemberg, am 27. Ostermond (April) 1930 — 9. (23) Jahr

Nationaler Ausgleich in Belgien

Wallonen und Flamen.

Der kleine belgische Staat mit etwa sieben Millionen Einwohnern macht zurzeit eine interessante Entwicklung durch. Vor hundert Jahren hat „Belgien" sich von dem Königreich der Niederlande losgerissen, das der Wiener Kongreß geschaffen hatte. Dieses von den Niederlanden abgefallene Belgien umfaßt eben die niederländischen Provinzen, die den berühmten Abfall der Niederlande (siehe Schiller) nicht erfolgreich mitgemacht hatten. Sie, durchgängig katholisch oder durch die Gegenreformation wieder katholisch geworden, verblieben bei Spanien, kamen später zu Oesterreich (als „Erblande"), wurden von Napoleon verschluckt und dann mit den Niederlanden vereinigt. Aber es gefiel den Katholiken nicht bei den protestantischen Oraniern. Soweit man in diesem gemischten Lande französisch sprach und sich als Wallone fühlte, haßte man die Holländer als Germanen, soweit man flämisch sprach, haßte man sie als Calvinisten. Der Haß vereinigte Flamen und Wallonen. Damals tauchte zum ersten Mal das Wort „Belgier" als Bezeichnung einer Nation auf, wie man in den Erinnerungen von Hendrik Conscience, der als Jüngling die Erhebung mitmachte, nachlesen kann.

Den Flamen war im neuen Königreich Belgien Gleichberechtigung ihrer Sprache versprochen worden, aber sie fanden bald, daß diese Gleichberechtigung nur auf dem Papier stand. Denn was nützt einem Volke das kahle Recht, seine Sprache zu sprechen, wenn ihm die Möglichkeit benommen ist, in dieser Sprache auch seine höchste geistige Ausbildung zu erwerben? Die Belgier mit flämischer Muttersprache waren, wenn sie sich einem geistigen Beruf widmen oder wenn sie ein höheres Amt in ihrem Vaterland bekleiden wollten, gezwungen, an einer der Hochschulen des Landes zu studieren. Die Unterrichtssprache war dort ausschließlich französisch, nur einige Kurse über niederländische Literatur fanden in flämischer Sprache statt. So wurde der Flame, soweit er nicht französisch sprach, künstlich auf einer niedrigeren geistigen Stufe gehalten. Viele studierten an holländischen Universitäten, aber die dort abgelegten Prüfungen gaben ihnen kein Recht auf eine Anstellung in ihrem Vaterlande.

So wurde denn den Flamen mit der Zeit klar, daß das richtige wirksame Mittel, um ihre reale Gleichberechtigung in Belgien zu erhalten, die Errichtung einer durch und durch flämischen Hochschule sei. Und zwar mußte diese flämische Hochschule natürlich mitten im flämischen Gebiet liegen und es durfte, was sehr wichtig war, keine andere in eben demselben Gebiet liegen. Darum mußte die Universität Gent flamisiert werden. Hätte man nämlich, wie die Wallonen es vorschlugen, die flämische Universität in Antwerpen errichtet, so wäre ihre Verkümmerung sicher gewesen, weil das gleichfalls im flämischen Gebiet gelegene Gent, wo französisch doziert wird, ihr bald Licht und Luft weggenommen hätte. Angesichts einer solchen verkümmerten flämischen Universität in Antwerpen hätten aber die „Franskiljons" (das sind die Flamen, die sich der französischen Kultur gebeugt haben wie z. B. Materlinck) bald Oberwasser bekommen und an dieser Verkümmerung die Ueberflüssigkeit flämischer Hochschulbildung demonstriert.

Es ist also keine Laune der Flamen, sondern eine politisch-kulturelle Notwendigkeit für sie gewesen, immer und immer wieder die Flamisierung von Gent zu verlangen.

Vor dem Weltkriege trat der Gegensatz zwischen Wallonen und Flamen noch nicht so stark zutage. Die Wallonen hatten die politische Führung des belgischen Königreiches inne, obwohl sie nur 40 Prozent der Bevölkerung bilden und die Flamen 60 Prozent. Die Amtssprache war französisch, die flämische Sprache wurde neben der französischen im besten Falle geduldet. Nach außen hin galt Belgien als ein französisches Land. Im Weltkrieg wurde Belgien von deutschen Truppen besetzt. Während die wallonische Bevölkerung in heimtückischen Ueberfällen der Franktireurbanden auf deutsche Verwundete und versprengte deutsche Truppenteile ihren Haß gegen die Deutschen kund tat, verhielten sich die Flamen ruhig. Die Deutschen Besatzungsbehörden verwandelten die französische Universität in Gent in eine flämische.

Als der König 1918 in das besetzt gewesene Belgien zurückkehrte, kamen ihm Deputierte aller Parteien entgegen. In Lophem wurde damals der Pakt zwischen dem König und dem Volke geschlossen, der die Grundlagen des neuen Nachkriegsbelgien schuf. Zu den Dingen, die König Albert damals den Flamen bewilligt hat, gehörte nicht nur die Teilung des Heeres in Regimenter mit französischer und flämischer Dienstsprache, sondern auch die Flamisierung der Genter Hochschule. Trotzdem wurde die Universität von Gent bald wieder französisch gemacht. Die Wallonen ließen ihren Haß an allen Flamen aus, die während der deutschen Besatzung den Deutschen gegenüber eine friedliche Haltung eingenommen hatte. Viele Flamenführer wanderten ins Gefängnis. Aber gerade die brutale Unterdrückung des Flamentums ließ ihren Widerstand aufs stärkste aufleben. Die Wallonen mußten schließlich nachgeben, um einem Bürgerkrieg auszuweichen. Es hat aber zwölf Jahre bedurft, bis der Widerstand der Wallonen und der Franskiljons beseitigt wurde. In diesen zwölf Jahren ist das Flamentum immer selbstbewußter und wirtschaftlich stärker geworden. Die Volksvermehrungsziffer der Flamen ist stärker als die der Wallonen. Das verbürgt den Famen mit der Zeit auch die Mehrheit in der Kammer. Dann werden sie zweifellos die Verwaltungstrennung, d. h. die Zerlegung Belgiens in zwei durch Personalunion oder durch ein festes Schutz- und Trutzbündnis vereinigte Bundesstaaten, einen wallonischen und einen flämischen, verlangen. Um diese Frage wird die belgische Innenpolitik sich in den nächsten Dezennien drehen. Sie wird geistige Kräfte auf Seiten der Flamen beanspruchen und Gent als flämische Hochschule wird diese Kräfte liefern müssen.

Der Ausgang des nationalen Kampfes zwischen Wallonen und Flamen hat gezeigt, daß es fruchtlos ist, ein lebendes Volkstum mit Gewalt auszurotten. Nationale Kämpfe reiben die Kräfte des Staates auf und hemmen seine Entwicklung. Was in Belgien geschah, mögen sich alle diejenigen zu Herzen nehmen, die da glauben das Heil ihres Volkes in der Unterdrückung anderer Völker zu sehen.

W. B.—

Dr. Franz Behounek in Lemberg

Ein wissenschaftlicher Vortrag in deutscher Sprache.

Dr. Franz Behounek ist ein tschechischer Gelehrter und nahm als geographischer Experte an der Nordpolexpedition des italienischen Generals Nobile teil. Die Erreichung des Nordpols bildet seit Jahrzehnten das Streben geographischer Forscher. Man erinnert sich noch der kühnen Fahrten des schwedischen Forschers Fritjof Nansen, der zwar dem Nordpol nahe kam, ihn aber nicht erreichte. Der hohe Norden unserer Erdkugel bildet eine riesige Schnee- und Eiswüste. Die Erforschung dieser Eiswüste hat auch schon so manchem Gelehrten das Leben gekostet, aber immer wieder werden die Forschungen aufs neue aufgenommen. In den Nachkriegsjahren war es der Norweger Roald Amundsen, ein Mann in dem etwas vom Wesen der alten nordischen Wickinger steckte, der die Welt mit seinen Nordpolfahrten in Atem hielt. Im vergangenen Jahre unternahm der italienische General Nobile eine Fahrt nach dem Nordpol. Bei dieser Fahrt wurden die neuesten Errungenschaften der Technik verwertet. Die Reise wurde in einem großen Luftschiff unternommen. Unter den Teilnehmern der Fahrt befand sich auch der tschechische Geograph Dr. Franz Behounek. Die Expedition verlief unglücklich, weil das Luftschiff auf eine Eisscholle abstürzte.

Am 11. April d. J. sprach Dr. Behounek in Lemberg über seine Erlebnisse im hohen Norden. Der Saal des literarischen Kasinos war überfüllt, viele höhere Offiziere und Beamte befanden sich unter dem Publikum. Prof. Dr. Artkowski begrüßte mit herzlichen Worten den seltenen Gast. Dr. Behounek dankte in tschechischer Sprache und fügte hinzu, daß er seinen Vortrag in deutscher Sprache halten werde, weil er der polnischen Sprache leider nicht mächtig sei. Ohne von seiten des Publikums die geringste Ablehnung zu erfahren, begann Dr. Behounek hierauf seinen Vortrag in deutscher Sprache, die er gut beherrscht. Redner begann mit der Abfahrt des Luftschiffes „Italia" von Rom. Das Luftschiff stand unter dem Kommando des italienischen Generals Nobile; die Offiziere und die Besatzung des Luftschiffes waren auch durchweg Italiener. Als wissenschaftliche Beobachter nahmen an der Expedition der schwedische Prof. Dr. Malmgreen und der Redner selbst teil. Die Ausrüstung des Luftschiffes schildert Dr. Behounek als gut; es war Proviant für einige Monate vorhanden, ein Radioapparat war da, wodurch die Besatzung des Luftschiffes ständig Fühlung mit den Radiostationen der Großstädte nehmen konnte. Die „Italia" nahm ihren Weg über Mitteleuropa. Ueber Kattowitz geriet das Luftschiff in dichten Nebel, setzte aber seine Reise fort. Auf Spitzbergen wurde gelandet, hier befand sich das italienische Schiff „Cita de Milano"; die Landung des Luftschiffes wurde mit Hilfe der Besatzung dieses Schiffes vorgenommen. Am 21. Mai vergangenen Jahres flog dann die „Italia" von Spitzbergen ab und nahm den Weg über Grönland. Der Nordpol wurde erreicht. Eine Landung war aber unmöglich, weil gerade, als das Luftschiff über dem Nordpol schwebte, ein starker Wind herrschte; die Landung eines Luftschiffes ist aber schon bei Windstille gefährlich. General Nobile begnügte sich daher über dem Nordpol die italienische Flagge herabzuwerfen. Nach der Erreichung des Nordpols nahm die Italia wieder ihren Weg nach Spitzbergen zurück. Während dieser Rückfahrt ereignete sich das Unglück. Das Luftschiff wurde plötzlich schwer; aus welchem Grunde ist unbekannt geblieben. Mit großer Wucht stürzte die Italia auf das Eis. Bei dem Aufschlag auf das Eis brach die Kommandantengondel ab. Die Leute, die sich gerade dort befanden, stürzten auf das Eis. Durch das Abbrechen der Kommandantengondel wurde das Luftschiff plötzlich leichter und schnellte wieder in die Höhe. Im Innern des Luftschiffes befand sich der Rest der Besatzung. Was mit diesen Leuten geschehen ist, weiß man bis heute nicht. Sie sind verschollen. Auf das Eis waren insgesamt 9 Personen herabgestürzt, darunter General Nobile, Dr. Malmgreen und Dr. Behounek. General Nobile hatte schwere Knochenbrüche erlitten. Auch die anderen hatten Verletzungen davongetragen. Aus den Ueberresten der abgebrochenen Gondel wurde ein Zelt gebaut. Auch ein Teil der Lebensmittelvorräte war mit abgestürzt. Bei sparsamster Kost konnten die Schiffbrüchigen im besten Falle acht Wochen leben. Brennstoff war gar keiner vorhanden, dabei herrschte eine Temperatur von 25 Grad unter Null. Die Kälte war aber noch leichter zu ertragen als die Nässe. Merkwürdigerweise findet sich in den nördlichen Regionen trotz der großen Kälte immer fließendes Wasser. Diese Erscheinung hängt wahrscheinlich mit den Meeresströmungen zusammen. Die Eisscholle, auf der die Gruppe sich befand, war in ständiger Bewegung und bröckelte ab, so daß die Schiffbrüchigen fürchteten, mit der Zeit ins Meer zu sinken. Ein Glück war, daß der Radioapparat und die geographischen Meßinstrumente mit abgestürzt waren. So wurden ständig mit Hilfe des Radios Hilferufe herausgefunkt.

Es dauerte aber 14 Tage bis die Rufe aufgefangen wurden. Schon nach einigen Tagen aber verließen die beiden italienischen Offiziere Mariono und Zappi das Zelt, um zu Fuß Land und Menschen zu erreichen. Dr. Malmgren schloß sich ihnen an. Malmgren wurde aber nach einigen Tagen schwach; seine beiden Gefährten nahmen seine warmen Kleider und Mundvorrat an sich. Dann legten sie den noch lebenden Malmgren in ein Schneegrab und verließen ihn. Als Dr. Behounek das erzählt, gerät er etwas in Erregung und findet die schärfsten Worte für dieses unmenschliche Vorgehen der beiden Italiener. Niemand weiß ja, was sich in der Schneewüste zwischen Malmgren und seinen Gefährten abgespielt hat. Mariano und Zappi behaupten, daß Malmgren sie selbst gebeten habe ihn zu verlassen und sich zu retten. Niemand kann das Gegenteil bezeugen, aber selbst wenn es so gewesen wäre, war es einfach Kameradenpflicht auszuharren, und nicht einen noch lebenden Menschen in das Schneegrab zu legen. Mariano und Zappi kamen auch nur noch einige Kilometer weiter und brachen dann zusammen. Im letzten Augenblick wurden sie fast in erfrorenem Zustande durch Flieger entdeckt und dann durch das russische Eisbrecherschiff Krassin gerettet. Die Gruppe mit General Nobile wurde auch durch Flugzeuge schließlich entdeckt. Es erschien der schwedische Flieger Sundborg, brachte Lebensmittel, konnte aber wegen seines kleinen Apparates nur einen Schiffbrüchigen mitnehmen. General Nobile verließ seine Leute und fuhr mit Sundborg als erster mit. Dr. Behounek betont aber, daß Nobile dies auf Verlangen seiner Kameraden getan habe. Der General war krank, hatte einige Knochen gebrochen und war auf der Eisscholle für seine Gefährten nur eine Last. Dagegen konnte er vom Land aus Rettungsaktionen leiten. Für die Zurückgebliebenen wurde die Lage immer schlechter. Das Eis sprang und die Leute lagen schließlich im Wasser. Endlich erschien das russische Eisbrecherschiff Krassin und rettete alle. Dr. Behounek schildert die wohlwollende Behandlung, die den Schiffbrüchigen auf dem russischen Schiffe zu Teil wurde. Die Expedition kostete insgesamt 17 Menschen das Leben. Besonders ist der Tod Amundsens zu bedauern, der ebenfalls Nobile zu Hilfe eilte und verschollen blieb.

Das Publikum lauschte gespannt den Ausführungen Dr. Behouneks. Besonders bei Schilderung von Malmgrens Ende ging eine Welle der Entrüstung über das Verhalten der Italiener Mariano und Zappi durch den Saal. Der Umstand, daß der Vortrag in deutscher Sprache gehalten wurde, beweist, daß diese Sprache trotz allem in Osteuropa die allgemein verständlichste ist. Das sollte so manchem Nationalisten im Lande zu denken geben, der die deutsche Sprache am liebsten mit Stumpf und Stiel ausrotten möchte. Dr. Behounek hat seine Erlebnisse auch in einem Buche unter dem Titel „Sieben Wochen auf der Eisscholle" ausführlich geschildert, das Buch ist in deutscher Sprache erschienen.

Aus Stadt und Land

Sejmabgeordneter Baczynski †.

Warschau, 14. April. Gestern ist aus Wien die Nachricht hier eingetroffen, daß der Abgeordnete zum Polnischen Sejm, Baczynski, der Präses des Ukrainischen Sozialradikalen Klubs gestorben ist. Baczynski war seit längerer Zeit krank und hatte sich vor kurzem nach Wien begeben, um in einem dortigen Sanatorium Heilung zu suchen. Er war im Jahre 1872 geboren, hatte das Gymnasium und die Universität in Lemberg besucht und sich dann in Stanislau als Rechtsanwalt niedergelassen.

Zurückstellung vom Militärdienst.

Das Kriegsministerium hat in Sachen einer Verschiebung der Einreihung in das Heer im Schuljahr 1930/31 nachstehende Verfügung erlassen:

Vom 1. Juli 1930 an werden die Kreisergänzungskommandanten nachstehenden Rekrutengruppen Verschiebungen der Einreihungsfrist mit Gültigkeit bis zum 1. Juli 1931 unter den folgenden Bedingungen gewähren:

1. Rekruten der Jahrgänge 1904 und 1905, die zu einem verkürzten Heeresdienst berechtigt sind (Art. 49 des Gesetzes über

die allgemeine Militärpflicht), die ordentliche Hörer höherer Lehranstalten sind, die im Dziennik Ustaw Nr. 34 vom Jahre 1929 und in den Ergänzungsrundschreiben des Unterrichtsministeriums näher angegeben sind und für die das Schuljahr 1930/31 das letzte Jahr zur Beendigung der höheren Studien ist, haben bis zum 30. Juni 1930 dem Kreisergänzungskommando das Gesuch um Verschiebung der Einreihungsfrist einzureichen und die entsprechenden Bescheinigungen beizufügen.

2. Eine zweite Gruppe bilden die theologischen Studien obliegenden Rekruten der Jahrgänge 1904 und 1905. Diese Personen müssen spätestens bis zum 30. Juni 1930 im Kreisergänzungskommando ein Gesuch mit denselben Anlagen und unter denselben Bedingungen einreichen, wie die Rekruten der ersten Gruppe. Diese Personen sind jedoch von der Vorlegung der Bescheinigungen über die Zugehörigkeit zu einer Organisation für militärische Heranbildung befreit.

3. Rekruten der Jahrgänge 1907 und 1908 schließlich, Schüler der letzten Klasse von in Art. 61, Absatz 1 des Gesetzes (Dz. U. R. P. v. J. 1929 Nr. 34 Pos. 315) genannten Schulen, die zur Reife(Schluß-)Prüfung nicht zugelassen wurden oder diese Prüfung nicht bestanden haben, und denen die Schulbehörde eine Wiederholung der letzten Klasse oder eine Wiederholung dieser Prüfung gestattet haben, müssen bis zum 30. Juni 1930 dem Kreisergänzungskommando ein Gesuch um Verschiebung der Einreihungsfrist einreichen und ebenfalls die entsprechenden Bescheinigungen beifügen.

Lemberg. (Frühlingsliedertafel unter Mitwirkung des Bielitz-Bialaer Männergesangvereins.) Am dritten Mai dieses Jahres veranstaltet der deutsche Männergesangverein Lembergs im Offizierskasino, ul. Fredry 1, eine Frühlingsliedertafel, bei der auch der Bielitz-Bialaer Männergesangverein mitwirken wird. Daher wird es für unsere Leser von Interesse sein, Einiges aus der Geschichte dieses weit bekannten Gesangvereins zu erfahren. Der Bielitz-Bialaer Männergesangverein kann auf eine 96jährige Vereinstätigkeit zurückblicken. Mit 20 alteingesessenen Bielitzern wurde der Verein 1834 von einem aus dem Deutschen Reich nach Bielitz eingewanderten Sangesfreunde, namens Wiesner, gegründet, 1842 singt der Verein das erste Mal außerhalb der eigenen Mauern in Teschen. 1839 wird als erstes größeres Chorwerk „Die Glocke" von Romberg unter der Leitung von Kantor Bach aufgeführt. Auf Jahre schönster Hoffnungen folgten auch wieder solche des Stillstandes. Mit dem Jahre 1870 aber beginnt die Blütezeit des Vereins. Die Entwicklung schreitet ungehemmt fort. Unter den Dirigenten Hertrich, Dr. Winkler, Bartling, Metzger und den Obmännern Dr. Zenker, Reuper und Schur entfaltet sich der Verein immer mehr zu musikalischer Bedeutung. Das gesellschaftliche Leben konzentrierte sich zusehends um den Verein; die seinerzeit so beliebten „Liedertafeln" standen im Mittelpunkte der musikalischen Darbietungen. Um die Jahrhundertwende sind als Führer des Vereins der spätere Ehrenchormeister Gustav Bock und der heutige Ehrenobmann Dr. Alfred Michl zu nennen. Unter der 20jährigen Obmannschaft Michls entwickelte sich der Verein zu ganz bedeutender Höhe. Anläßlich des 75jährigen Bestehens wurden eine Reihe von Festveranstaltungen arrangiert, die der damalige allseits verehrte Chormeister Professor Adolf Cichy leitete. Hervorgehoben seien unter den Veranstaltungen die Aufführung von Haydns „Schöpfung", weiter die des Volksstückes „Franz Schubert" und das Konzert des „Gesangvereins österreichischer Eisenbahnbeamten" aus Wien. Nach den frühverstorbenen Cichy übernahm im Jahre 1911 der als Prof. an die Lehrerbildungsanstalt berufene Reichsdeutsche Fritz Lubrich die musikalische Leitung des Vereins, unter dessen Leitung der Verein viele Sängerfahrten und Konzerte veranstaltete. Erwähnt sei die Aufführung des weltlichen Oratorium „Das Licht" von Lorenz, ferner die Aufführung von Hegars „Herz von Douglas". Lubrich führte den Verein durch die schweren Kriegsjahre bis zu seinem Weggange aus Bielitz im Jahre 1919. Gegenwärtig leitet den Verein als Chormeister Robert Keldorfer und als Obmann Rudolf Harok. Unter ihrer tüchtigen Leitung hat der Verein bereits große und nachhaltige Erfolge errungen und steht heute mit an der Spitze der deutschen Männergesangvereine in Polen. Wir machen unsere Volksgenossen auf die Mitwirkung des Bielitz-Bialaer Männergesangvereins am 3. Mai d. Js. besonders aufmerksam. Wegen des großen Andranges bitten wir, sich die Karten rechtzeitig zu besorgen. Die Karten sind im Vorverkaufe in der Dom-Verlagsgesellschaft, Zielona 11, im Preise von 1—4 Zloty zu haben. Wer den goldigen Ton des deutschen Frühlingsliedes auf sich wirken lassen will, versäume nicht, diese seltene Veranstaltung zu besuchen.

Annaberg. (Vollversammlung der Ortsgruppe der deutschen Katholiken.) Dem Wunsche der meisten unserer Ortsgruppenmitglieder gemäß, fand die diesjährige Vollversammlung in unserer Siedlung am Sonntag, den 6. 4. l. Js. statt. Im Auftrage des Ortsgruppenvorstandes eröffnete der Wanderlehrer die Tagung, begrüßte die zahlreich Erschienenen und berichtete, daß die Mitgliederzahl um 5 gestiegen ist und sich auf 40 beläuft. Der Vorstand hielt im verflossenem Geschäftsjahre 1929 drei Sitzungen ab und außerdem fand auch eine Mitgliederversammlung statt. Für die Erteilung des Religions- und Gesangsunterrichtes wurde Herrn Stephan Kraus der innigste Dank ausgesprochen. Familienabende konnten aus Mangel an entsprechenden Lokalen keine veranstaltet werden. Aus der Neuwahl, die mittels öffentlichen Zuruf erfolgte, ging Herr Siegmund Geißbauer hervor. Nach einer Ansprache des Wanderlehrers über die Notwendigekit des Entwickelns der deutschen Kolonisten Kleinpolens auf dem kulturellen Gebiete, gelang ein Vortrag über die Karwoche zur Verlesung. Anschließend sang die zahlreich versammelte Jugend einige Lieder und es wurden auch einige Märchen und lustige Geschichten verlesen.

Felizienthal. (Ortsgruppenversammlung des Vereins deutscher Katholiken.) Unsere diesjährige Ortsgruppenversammlung fand am 5. April 1930 statt. Da der Vorsitzende der Ortsgruppe verhindert war, zur Versammlung rechtzeitig zu erscheinen, eröffnete die Tagung sein Vertreeter Herr Adam Schick, begrüßte alle Erschienenen, insbesondere den Wanderlehrer des Verbandes deutscher Katholiken und übergab ihm das Wort zur Weiterleitung der Tagung. Das Protokoll über die letzte Vollversammlung wurde verlesen und genehmigt. Hierauf schritt man zur Erstattung des Tätigkeitsberichtes unserer Ortsgruppe, aus welchem hervorgeht, daß die Mitgliederzahl um 11 gestiegen ist und sich auf 89 beläuft. Außer 2 Vorstandssitzungen fand noch eine Mitgliederversammlung statt. Familienabend wurde nur einer veranstaltet und zwar unter der Leitung des Ortsgruppenvorstandes. Im verflossenen Geschäftsjahre 1929 würden an die Mitglieder 8 Stück Gebetbücher und 20 Stück Kalender abgesetzt. Die Bücherei wurde ausgebaut, so daß sie gegenwärtig 119 Bände zählt u. von 39 Lesern benützt wird. Zum Bücherwart wurde in der Versammlung Herr Hartl Franz ernannt. Das „Ostdeutsche Volksblatt" hat 4 und die „Wochenpost" 2 Abnehmer. Laut Berichtes des Zahlmeisters belaufen sich die Einnahmen auf 204,85 Zloty, denen 195,75 Zloty als Ausgaben gegenüberstehen. Nach Entlastung des Vorstandes für das Geschäftsjahr 1929 wurde Herr Josef Hartl, Sohn des Herrn Georg mitetls öffentlichen Zuruf einstimmig zum Vorsitzenden gewählt. Unter allfälligem betonte der Wanderlehrer, daß die Ortsgruppe ihre gesteckten Ziele nur dann wird erreichen können, wenn sich sämtliche Mitglieder stramm zusammenschließen werden und sich als Brüder und Schwestern einer großen Familie betrachten und gegenseitig unterstützen werden. Hierauf gelangte ein Vortrag aus dem Monatsweiser des Verbandes deutscher Katholiken in Polen über die Karwoche zur Verlesung. Den Abschluß der Versammlung, die trotz des sehr schlechten Wetters durch alt und jung sehr gut besucht war, bildete ein Märchenabend.

Karlsdorf. (Besuch des Wanderhehrers.) Am 3. April l. Js. besuchte unsere Gemeinde der Wanderlehrer, um an unserer diesjährigen Hauptversammlung teilzunehmen. Nach Eröffnung der Tagung und Begrüßung der Erschienenen durch den Vorsitzenden Herrn Josef Mitschel wurde der Bericht über die letzte Vollversammlung verlesen und genehmigt. Aus dem Tätigkeitsberichte unserer Ortsgruppe geht hervor, daß die Mitgliederzahl um 2 gestiegen ist und sich auf 35 beläuft. Familienabende und sonstige Veranstaltungen konnten in unserer Siedlung keine stattfinden, da es hier an entsprechenden Leitern, wie auch Lokalen mangelt. Die aus 50 Bänden bestehende Ortsgruppenbücherei wird leider noch viel zu wenig benützt. Die Neuwahl des Vorstandes fand mittels öffentlichen Zuruf statt, aus welcher Herr Wilhelm Rotbauer als Vorsitzender hervorging. Nach einer Ansprache des Wanderlehrers über die Entwicklungsgeschichte unseres Verbandes, wie auch über die Wichtigkeit des Lesens guter Bücher und Zeitschriften, sang die zahlreich versammelte Jugend einige Lieder und es wurden auch neue eingeübt. Ferner verlas Herr Wanderlehrer einige Märchen und lustige Geschichten und betonte, die Ortsgruppe möge des Oefteren Gesangs- und Mär-

chenabende abhalten. Den Abschluß der schönen Tagung bildeten die Darbietungen der vor einem halben Jahre ins Leben gerufenen Musikkapelle, welche in einer verhältnismäßig kurzen Spanne Zeit große Fortschritte erzielt und in der kleinen Kolonie viel Freude hervorgerufen hat.

Lewandowka. (Vorstellung.) Ein sachlicher und gerechter Tadel ist auch ein Lob! Die Aufgabe des Berichterstatters ist nicht nur einen trocknen Bericht zu schreiben, zugleich aber auch die guten und schlechten Seiten aller Begebenheiten (auch Vorstellungen) zu beleuchten. Wir wollen auf die Fehler und Fehlgänge aufmerksam machen, um es den Interessierten zu ermöglichen in Zukunft solchen aus dem Wege zu gehen und zu verhindern. Die Lesegruppe führte am 6. April das Lustspiel von Bittong und Busch „Die Plaudertasche“ auf. Drei lange und interessante Akte zogen vor unseren Augen vorbei. Die unzähligen Verwicklungen und komischen Situationen hielten den Zuschauer bis zum letzten Augenblick in heiterer Erregung. Die Plauderhaftigkeit einer Frau und eine unüberlegte voreilige Diplomatik eines Politikers führen immer eine Katastrophe herbei. Gut, daß in diesem Schauspiel es nicht der Fall ist und statt einer Tragödie eine glückliche Lösung eintritt. Spieler und Spielleiter haben ihr Möglichstes getan um dem Spiel ein eigenartiges, plauderartiges Gepräge zu geben. Es ist auch gelungen. Scharf gemeißelte Charaktere zogen über die Bühnenbretter, die eigentümliche, aber nur zu oft in unserem Leben vorkommende Typen von Menschen vorstellen. Die Geheimrätin von Wardow spielte lebenswahr Frl. Tilly Aßmann. Frl. Alma Kober als Franziska war gut, hätte aber besser sein können — eine Rolle nach dem Charakter beugen ist unmöglich, umgekehrt läßt sich das tun. Nun kommt geheimer Legationsrat Kuno von Pollendorf. Trotzdem, daß Herr Dietrich zugleich Spielleiter war, spielte er zugleich diese Rolle und entledigte sich meisterhaft seiner Aufgabe. Den von unglaublich verfolgtem Mißgeschick unglücklichen Diplomaten gab er getreulich wieder. Die Schulrätin Besern fand in Frl. Anna Hexel ihre Meisterin, die zugleich aufwies, daß sie sich in eine jede Rolle gleich gut hineinfühlen kann und diesmal war es ein Meisterstück von Kunst. Herr Karl Kirkorowicz (Jobst von Anken) hat seine Sache gut gemacht — doch fehlte bei manchen Stellen der reine deutsche Akzent. Die weibliche Plaudertasche im Gegensatz zu Pollendorf fand in Frl. Käthi Paßmann ihr treues Ebenbild. Die Anmut und die jugendliche, besser gesagt kindliche Plauderhaftigkeit standen ihr sehr gut. Herr Teo Kober als Rittmeister von Esch präsentierte sich ganz gut, nur auf das Augenspiel möchte ich aufmerksam machen, denn nicht immer steht es gut. Rose, als Kammerjungfer wurde von Frl. Alma Ganz treffend dargestellt. Den Haushofmeister, Daniel, spielte der immer zuverlässige Herr Hans Schlosser. Herr Peter Kunz als Josef hatte auch seinen guten Tag. Die Typen kamen bei allen Schauspielern deutlich zum Vorschein, und deshalb der große Beifall der Zuschauer. Vom Spiel selbst wäre zu sagen, daß eine sicherere Beherrschung des Rollentextes notwendig wäre. Kurze Stichworte sollen dem Schauspieler genügen. Die Zeit der Vorbereitung war diesmal aber auch etwas kurz, so daß es für die Schauspieler, die meistens beruflich tätig sind, schwer war ihren Rollentext sich einzuprägen. Die Dekoration war originell und stilgerecht. Der Spielleiter zeigte uns diesmal nicht nur ein schönes Schauspiel, aber auch ein geschmackvolles Bühnenbild. Sollte dies Schauspiel wiederholt werden, möge kein Deutscher aus Lewandowka und Umgebung versäumen der Vorstellung beizuwohnen.

A. G.

Heimat und Volkstum

Die jungen deutschen Sprachinseln in Galizien.

Von J. Lanz.

Vor wenigen Wochen erschien als Heft 26/27 der Reihe „Deutschtum und Ausland“ in der Aschendorffschen Verlagsbuchhandlung in Münster in Westfalen Ing. Walter Kuhns Werk unter obigem Titel. Das 12. und 244 S. starke Buch ist mit 5 Textkarten, 23 Abbildungen und einer dreiteiligen beigelegten Siedlungskarte versehen und mit einem Vorwort des, auch in einzelnen unserer Kolonien bekannten Prager Universitäts-Professor Dr. Eduard Winter eingeleitet. Es führt den Untertitel: „Ein Beitrag zur Methode der Sprachinselforschung“, geht in seiner Art über den Volkskundler Riehl und den Historiker Kaindl hinaus, die Arbeiten beider und besonders die Kaindls in ihrer ganzen Reichhaltigkeit voll benützend und baut sowohl aus der Fülle des Historischen als auch aus der des Volkskundlichen sein System, indem es die biologischen Grund- und Entwicklungsgesetze der Sprachinsel aufzudecken und die sich aus ihnen ergebenden Folgerungen klarzulegen sucht. Wenn auch der Verfasser nur die jungen, d. h. josefinischen und nachjosefinischen Sprachinseln Galiziens, also unsere Kolonien, seiner wissenschaftlichen Betrachtung unterzieht, so kommt doch seiner Arbeitsweise im Bereiche der Sprachinselforschung überhaupt, Allgemeingültigkeit zu. Wir müssen dem Schicksal dankbar sein, das es gefügt hat, daß gerade unser Gebiet eine derart hochwertige Bearbeitung erfahren hat, einmal, weil dessen Kenntnis durch das Buch eine nicht zu unterschätzende Erweiterung, auch in sonst nicht so leicht zu erreichenden Kreisen erfahren wird und zum andern, weil es uns alle, die wir im Lande für und an unseren Kolonien arbeiten, wohl oder übel dazu anhalten wird, uns damit auseinanderzusetzen und unsere Arbeit mehr denn je vor jeglicher Verflachung zu bewahren.

Den Inhalt dem Wesen des Buches entsprechend kürzer anzugeben, als im Buch selber geschehen, wäre müßig, steht man es doch der gedrängten Form schier auf jeder Seite an, daß der Verfasser Mühe hatte, all den gewaltigen Stoff, den er dazu verarbeitet hatte, unter der ihm bewilligten Seitenzahl in entsprechender Weise unterzubringen. Es sei nur auf eines, als in der Hauptsache, hingewiesen, auf die klare Entwicklung der biologischen Lebensgesetze unserer Sprachinseln, die, aufbauend auf Siedlungsart, Stammesart, volklicher Reife von Siedlern und umwohnenden Wirtsvölkern und Art der wirtschaftlichen Erschlossenheit des Siedlungsbodens, den aus alldem sich ergebenden Lebensweg der Sprachinseln mit einer nicht zu unterschätzenden Sicherheit weisen. Wir verstehen, „daß die Entfaltungsmöglichkeit für das Kolonistenvolk eine um so größere ist, je bedeutender der Abstand (der volkliche Reifeunterschied) zwischen ihm und dem Umvolke ist“. Wir verstehen, daß „auf wirtschaftlich voll erschlossenem Boden für sie (unsere Sprachinseln) keine Entstehungsmöglichkeit war“. Wir verstehen daraus und aus der klar gezeichneten Stammeseigenart der Siedler ihr notwendiges Wohlergehen und ihren notwendigen Untergang, die Schwergewichtsverlegung deutschen Sprachinsellebens nach dem Osten, die Gefahren, die ihm über kurz oder lang auch da drohen werden und manches andere.

Es wird uns freilich wundern, daß ein Nichtgalizier über diese Dinge schreibt, es wird uns noch mehr wundern, daß er treffend schreibt „wir werden aber begreifen, daß ein Außenstehender natürlicherweise einen weiteren Blick haben muß, als jeder andere, der selber — im Geschehen steht und am Geschehen tätigen Anteil hat, besonders im Sprachinselleben, wo man bei dem riesigen Mangel an tätigen Mitarbeitern oft wider Willen und notgedrungen seinen eigenen Horizot beschränken muß, um sich nicht selber außer Aktion zu stellen. Wir nehmen also die Entschuldigung Kuhns, die er in Riehls Worte kleidet: Und wenn Shakespeare Königs und Helden so königlich und heldenhaft gezeichnet hat, ohne je ein Prinz oder ein General gewesen zu sein, dann darf sich ein armer Volksnaturhistoriker auch einmal an die Pfälzer wagen, obgleich er kein („altdahiesiger“) Pfälzer ist, nur bedingt, d. h. von ihrer sachlichen Seite zur Kenntnis, nicht aber von ihrer gefühlsmäßigen, denn das wäre Engherzigkeit unsrerseits.

Uns bleibt nur die geistige Auswertung des Buches und deren praktische Anwendung eine Arbeit, die der des Werkes wahrlich nicht nachsteht. Doch darüber zu sprechen ist erst nach allgemeiner Kenntnisnahme von Kuhns: „Die jungen deutschen Sprachinseln Galiziens“ an der Zeit.

Die Liebe kann das Größte ertragen, sie kann aber auch durch das Kleinste vernichtet werden.

*

Nichts wird so leicht verwechselt wie Verliebtheit und Liebe!

*

Eine Liebe ist kein Teppich, auf dem man herumtrampeln kann, sondern eine Flamme, die wohlbehütet werden muß.

Drahtlose Kraftübertragung

In den letzten Tagen gingen aufsehenerregende Meldungen durch die Presse, in denen von den neuesten Erfolgen des bekannten italienischen Erfinders Marconi die Rede war, — an diese Erfolge wurden teilweise recht kühne Erwartungen geknüpft, so daß es angebracht erscheint, einmal die gegenwärtige Lage des Problems der drahtlosen Kraftübertragung kurz zu überblicken. Ueber die enorme Wichtigkeit dieser heute von zahlreichen Gelehrten und Technikern in aller Welt mit höchster Intensität bearbeiteten Frage ist kaum ein Wort zu verlieren: in demselben Moment, wo die drahtlose Energie-Uebertragung dem praktisch verwendbaren Maßstabe wirklich gelingt, müßte eine neue Epoche unserer Technik beginnen, würden unsere sämtlichen Hochspannleitungen usw. überflüssig, könnten unsere Benzinmotore eingeschrottet werden — die Möglichkeiten, die eine Lösung des genannten Problems zur Folge hätte, sind völlig unabsehbar im guten und im bösen.

Wie weit sind wir heute, und was bedeuten die neuen Erfolge Marconis, dem es bekanntlich gelang, auf eine Strecke von 18 000 Kilometer mit Hilfe eines relativ einfachen und wenig umfangreichen Apparats die Beleuchtungsanlage des Rathauses der australischen Hauptstadt Sidney einzuschalten? Soviel bisher bekannt geworden ist, hat Marconi zu seinen Versuchen sogenannte „kurze Wellen" verwendet, eine Wellenart also, die gerade in letzter Zeit im ständig zunehmenden Maße an Bedeutung gewinnt, namentlich auf dem Gebiet der drahtlosen Telephonie und Telegraphie und des Radios. Gerade Marconi hat sich auf dem Gebiete der kurzen Wellen besondere Verdienste erworben; er arbeitet schon sei vielen Jahren ständig an der Verbesserung der mit diesen Wellen erreichbaren Wirkungen und beschäftigt sich besonders mit der praktisch außerordentlich schwierigen Aufgabe, diese Wellen zu richten und damit zu verhindern, daß sie sich wie etwa die von den Radiosendern ausgestrahlten im Raum verteilten und so praktisch mehr oder weniger nutzlos werden — unter der Voraussetzung nämlich, daß eine vom Sender ausgesandte Energie auch mit möglichst wenig Kraftverlust an einer bestimmten Stelle ankommen soll.

In bezug auf die kurzen Wellen hatten sich die Sachverständigen zunächst gröblich geirrt; man glaubte, daß Wellenlängen unter 200 Meter für den Fernverkehr durchaus ungeeignet seien und gab sie deshalb in Amerika den Rundfunkamateuren zu ihren Sendeversuchen frei. Durch die gänzlich unerwarteten Erfolge, die von diesen Amateuren mit relativ behelfmäßigen Apparaten über die weitesten Strecken erzielt wurden, kam man überhaupt erst darauf, die kurzen Wellen in ihrer Bedeutung gerade für den Fernverkehr richtig einzuschätzen — heute ist es schon so weit, daß sich über drei Viertel des drahtlosen internationalen Verkehrs auf kurzen Wellen abspielt.

Für die Aufgabe, drahtlos Energie zu übertragen, sind die kurzen Wellen aus verschiedenen Gründen besonders geeignet, — ihr wichtigster Vorzug gegenüber den langen Wellen besteht darin, daß sie sich besser richten lassen und infolgedessen mit geringerem Energieverlust arbeiten. Man kann nämlich am Sender Spiegelungsanordnungen errichten, die es ermöglichen, den ausgestrahlten Wellen eine bestimmte Richtung zu geben und so einen konzentrierten Strahl von Energie auszusenden. Erreicht wird auf diese Weise zweierlei: da die Wellen sich nicht mehr beliebig im Raum ausbreiten, wird Energie gespart, ferner ist die Aufnahme der gesandten Energie außerhalb der vorgesehenen Richtung nicht mehr möglich. Es muß allerdings hierbei betont werden, daß es vorläufig weder gelungen ist, die Streuung der ausgestrahlten Energie wirklich völlig zu verhindern, und daß es sich ferner bisher stets nur um ganz geringfügige Energiebeträge gehandelt hat, die auf größere Entfernungen übertragen werden konnten. Sowie man daran geht, größere Energiemengen drahtlos zu übertragen, war wenigstens bisher schon auf ganz kurze Entfernungen infolge der unvermeidlichen Streuung der Energieverlust so groß, daß von einer irgendwie praktisch verwendbaren Energieübertragung auf diesem Wege vorläufig nicht gesprochen werden kann. Alle die Meldungen, die von Erfolgen in dieser Richtung zu berichten wußten, — es sei nur an die unzähligen „Enten" mit den famosen „Todesstrahlen" erinnert —, haben sich bisher stets als Irrtümer oder maßlose Uebertreibungen herausgestellt.

Ein recht vielversprechender Versuch zur Lösung unseres Problems verdient dagegen in diesem Zusammenhange erwähnt zu werden: die Experimente des amerikanischen Ingenieurs P. Thomas. Seine Idee besteht darin, daß er der zu übertragenden Energie zunächst gewissermaßen einen Weg schafft, auf dem sie sich fortbewegen kann, — allerdings einen unsichtbaren Weg —, nämlich ionisierte Luft. Man kann mit Hilfe sehr kurzer elektrischer Wellen von wenigen Zentimetern Länge die Luft auf ihrem Wege leitend machen, indem man sie ionisiert. Sendet man zwei in geeigneter Form gerichtete parallele Strahlen der genannten Wellenart durch die Luft, so bilden sich gewissermaßen zwei unsichtbare Leitungsdrähte, auf denen man nun die eigentliche Kraft transportieren kann. Der Vorgang der Kraftübertragung zerfällt demgemäß in zwei Teile: die Herstellung der beiden Strahlen ionisierter Luft mit Hilfe der sogenannten ultrakurzen Wellen und zweitens der Uebertragung der eigentlichen Energie auf dem so geschaffenen Wege. Die Idee ist zweifellos recht aussichtsreich — eine Lösung des Problems konnte sie allerdings vorläufig auch noch nicht erbringen, da die auf diese Weise überbrückten Entfernungen bisher wenigstens praktisch bedeutungslos sind. Da die Versuche Thomas' sich aber erst im Anfangsstadium befinden, könnten wir unter Umständen auf diesem Wege dem Ziele näher kommen, wenn es gelingt, die Ionisierung der Luft auf große Strecken durchzuführen.

Und Marconis Fernbeleuchtung von Sidney? Nun — auch hier handelt es sich nicht um eine Uebertragung irgendwie nennenswerter Energiemengen. Marconi hat mit Hilfe seines Apparates — allem Anschein nach ein Kurzwellensender besonders hoher Qualität — lediglich ein Relais betätigt, das seinerseits den Stadtstrom von Sidney nur in Tätigkeit setzte, nicht etwa aber selbst die Beleuchtung auch nur einer einzigen Glühlampe ermöglichen könnte.

Trotzdem bleibt bei der neuesten Leistung des genialen Italieners genug des Staunenswerten übrig: die Kleinheit des auf seiner Jacht untergebrachten Apparates, die Strecke, die er damit überbrücken konnte, und die Sicherheit, mit der seine Experimente funktionierten. Wie weit er aber dem Problem einer wirklichen Kraftübertragung etwa schon näher gekommen ist, darüber gibt auch sein neuestes Experiment keinen Aufschluß — auf Grund der ungeheuren Schwierigkeiten, die dieser Aufgabe entgegenstehen und die vorläufig fast unüberwindbar scheinen, ist aber anzunehmen, daß wir noch eine gute Weile warten müssen, bis uns die elektrische Kraft drahtlos ins Haus geliefert wird.

Die Höllenfahrt

Es war im Hochsommer vergangenen Jahres. Wir kamen von Paris, mein Freund Robert und ich wollten nach Italien. In St. Michel de Maurienne, nahe der Grenze, machten wir Station, um einige Tage dort im Gebirge zu verleben.

Wo kann man heute Abend in der Nähe noch einen schönen Spaziergang machen? fragten wir die Wirtin des unscheinbaren Gasthauses, wo wir übernachten wollten. „Wir haben unterwegs von einem sehenswerten Denkmal hier am Orte gehört, wo befindet sich dieses? Für wen, aus welchem Anlaß hat man es errichtet?" Die Frau, abergläubisch, wie fast alle Französinnen auf dem flachen Lande, bekreuzte sich. „Sprechen Sie nicht davon, Herr. Unheimlich ist die Stätte dort zur Nachtzeit, die Geister der fünfhundert Toten . . ."

Mein Gefährte lachte so recht von Herzen. „An Geisterspuk glauben wir nicht, Madame. Nun erst recht wollen wir ihn aufsuchen, den geheimnisvollen Ort."

Gesagt, getan. Unterhalb des großen Viadukts der Eisenbahn, die von Italien herüberführt, stand dort auf einem grasbewachsenen Hügel, von zwei Zypressen flankiert, ein einfacher weißer Granitblock. In hohen goldenen Lettern waren die Worte „Den funfhundert Toten von St. Michel" darauf gemeißelt. Sonst nichts, kein Hinweis auf eine blutige Schlacht oder ein furchtbares Bergwerksunglück, denn nur solche ungewöhnliche Ereignisse konnten ein derartiges Massenopfer gefordert haben.

Die Nacht senkte sich auf das Tal, es begann zu regnen, wir mußten notgedrungen umkehren. Zurück in unseren Gasthof, wo wir die Wirtin erneut danach fragten, was es mit dem merkwürdigen Denkstein für eine Bewandtnis habe.

Sie blickte scheu zur Seite. „Fragen Sie den alten Korporal Dubois, der dort hinten in der Ecke sitzt, ich kann es Ihnen nicht sagen. Es war zu grauenvoll."

Wir setzten uns zu dem alten Stelzfuß, der in der dämmerigen Ecke sich sein Gläschen Wein schmecken ließ. „Nun, Korporal, können Sie uns darüber aufklären, welche Katastrophe dort oben so viele Opfer gefordert hat?" Der Mann nickte stumm. Wir ließen Wein bringen, der den Alten mit den zahlreichen Kriegsauszeichnungen auf der Brust gesprächig machte.

„Es war am 12. Dezember 1917, nach dem Durchbruch der Deutschen am Isonzo und den Kämpfen an der Piave. Die Ita-

liener hatten verdammt schwere Schläge bekommen und waren nur durch unser Eingreifen und das der Engländer vor einer völligen Niederlage bewahrt worden. Kerntruppen unseres Marschalls Foch — Gott hab ihn selig — und des englischen Oberkommandos waren es gewesen, die den alles zerschmetternden Ansturm in letzter Stunde aufgehalten hatten. Wir alle waren sehr zusammengeschmolzen im feindlichen Feuer und hatten einen Weihnachtsurlaub wohl verdient. Die erste Partie, etwa 550 Mann, darunter auch ich, standen an jenem schicksalsschweren Dezemberabend Gewehr bei Fuß an der italienischen Grenzstation Mondane und warteten auf den Abtransport in die Heimat. Einige hohe Offiziere, die nach Ablauf des Zuges an die italienische Front zurückzukehren beabsichtigten, überwachten die Einwaggonierung der Truppen.

Doch der Zug wollte und wollte nicht abfahren, der Lokomotivführer war von seiner Maschine herabgeklettert und näherte sich den Offizieren, die ungeduldig auf- und abschritten. „Nun, wird's bald?" herrschte ihn unser Oberst an. Der Mann drehte verlegen seine Mütze in den schwieligen Händen. „Es ist ganz unmöglich Colonel," sagte er, „mit dieser langen Reihe von Wagen abzufahren, die zulässige Höchstbelastung meiner Maschine ist damit fast um das Doppelte überschritten. Die Strecke von Mondame nach St. Michel ist eine der gefahrvollsten in Europa, sie hat beträchtliche Neigungswinkel, ein sehr starkes Gefälle und macht große Kurven. Ich darf nie mehr als fünf Waggons anhängen, wenn ich Herr meiner Maschine bleiben und ein Unglück verhüten will."

„Parbleu — das ist stark," fluchte der Colonel und fuchtelte dabei mit seiner Reitpeitsche, „wer hat hier die Verantwortung, Sie oder ich? Abfahren und zwar sofort!"

Die Soldaten hatten sich bereits in die völlig unzureichenden Waggons gepfercht, achselzuckend kletterte der Lokomotivführer wieder auf seine Maschine und der Zug verließ Mondane."

Der Erzähler machte eine Pause, seine Hand griff nach dem Stelzfuß als schmerze ihn dieser in Erinnerung an die durchgemachten Schrecknisse.

„Bereits eine Viertelstunde später steigerte sich die Geschwindigkeit in geradezu unheimlicher Weise, obwohl der Lokomotivführer von Anfang an Gegendampf gegeben hatte. Immer schwerer lastete das Gewicht der vielen vollbesetzten Waggons. Bald raste der Zug die stark abfallende Strecke mit der Geschwindigkeit eines Expreß hinab, mit furchtbarem Gepolter in die Nacht, das grauenvolle beängstigende Dunkel hinein. Der Führer hatte alle Bremsen angezogen, aber sie erwiesen sich als wirkungslos und hatten nur zur Folge, daß sich bald die Achsen heißliefen. Undurchdringliche Rauchwolken stiegen auf, ein Meer von sprühenden Funken hüllten den dahinrasenden Zug ein.

Drinnen in den Abteilen aber lag alles durcheinander. Wildes Geschrei übertönte noch das ohrenbetäubende Zischen und Brausen, das Rasseln und Poltern der Waggons und voll Schrecken harrten die Männer, die auf dem Schlachtfeld tapfer ihr Leben in die Schanze geschlagen hatten, des Endes dieser Höllenfahrt.

Viele verloren vor Angst die Besinnung, schlugen mit dem Gewehrkolben die Fenster ein und stürzten sich hinaus in den Abgrund. Andere wieder versuchten die Tür zu öffnen, um ebenfalls, trotz des wahnsinnigen Tempos, ihr Heil im Absprung zu suchen. Umsonst — diese wurden von dem orkanartigen Zugwind festgehalten wie mit Schrauben, die Eisenwände waren zum Teil bereits rotglühend geworden, die Holzteile splitterten und fielen brennend auf uns herab. Da wußten wir, daß wir alle verloren waren. — —

Nun packte auch mich die Verzweiflung, ich schlug das nächstbeste Fenster ein und sprang auf Geratewohl hinaus in die Nacht.

Der „Train dienfer" aber, der Höllenzug, raste weiter. In lodernde Flammen gehüllt, brauste er dahin, dem Verderben entgegen. Die Minuten mögen den Insassen zu Ewigkeiten geworden sein. Und so näherte man sich der letzten, großen, gefährlichen Kurve kurz vor dem Viadukt von St. Michel. Mit unbeschreiblichem Getöse kam der brennende Zug wie ein glühendes Riesengeschoß, eine phantastische Ausgeburt der Hölle, von den Bergen herabgesaust, nahm natürlich die Kurve nicht und sprang aus dem Gleise. Die Lokomotive legte sich wie ein zu Tode getroffenes gigantisches Untier der Vorzeit zur Seite, die vielen Waggons türmten sich darüber bis zur Höhe eines zweistöckigen Hauses auf. Und der Rest kollerte vor dem Viadukt mit infernalischem Getöse in die Tiefe. Die ineinandergeschobenen Waggons waren im Nu ein einziges Flammenmeer. Und ein Heulen, das nichts Menschliches mehr an sich hatte, tönte daraus hervor, lauter und immer lauter, daß es die Leute ringsum in den Dörfern etwa fünf Minuten in kilometerweiter Entfernung hörten. Und dann kam die große Stille — —.

Der Trümmerberg, das unbeschreibliche Chaos, brannte die ganze Nacht. Erst am nächsten Abend, nachdem die Eisenteile etwas abgekühlt waren, konnte mit den Bergungsarbeiten begonnen werden. Vierhundert bis zur Unkenntlichkeit verkohlte Leichen wurden hervorgezogen, gegen hundert Soldaten fand man längs der Strecke von Mondane bis nach St. Michel neben den Gleisen an den felsigen Zacken der Abgründe hängend. Und von den fünfzig Verwundeten starben fast alle an ihren schrecklichen Verletzungen."

Korporal Dubois schwieg.

„Und Sie," fragte mein Freund, „wie sind Sie mit dem Leben davongekommen?"

„Auch ich rollte als hilfloses Bündel in den Abgrund, blieb jedoch an einer Tanne hängen und kam mit einem zerschmetterten Bein, dem ich diesen Stelzfuß hier verdanke, davon. Erst am nächsten Tag fanden mich die Sanitäter und brachten mich ins Spital, wo ich lange Zeit zwischen Tod und Leben schwebte."

„Hoffentlich wurden die Schuldigen an dem entsetzlichen Unglück entsprechend bestraft," warf ich ein.

Korporal Duboil strich seinen Graubart. „Sie irren sich, Monsieur, eine gerichtliche Untersuchung hat nie stattgefunden, lediglich unser Colonel wurde in den Ruhestand versetzt. Die Toten aber wurden unter jenem Hügel in einem Massengrab beigesetzt auch zwei Söhne der Madame Marnontier haben die Fahrt in dem Höllenzug mit dem Leben bezahlt."

Nun war uns die Scheu unserer Wirtin, über das furchtbare Unglück zu sprechen, verständlich.

Wir beide aber, mein Freund und ich, zogen es vor, am nächsten Morgen nicht mit der Bahn, sondern in einer längeren Fußwanderung nach Mondane hinauf die italienische Grenze zu überschreiten. Und das wird uns wohl niemand verdenken können.

J. H. Mayne.

Die Börse der Schaubudenbesitzer

Die ganz großen Leute kommen nicht hierher.

Denn die großen Leute — das sind die, die mit einer gemischten Raubtiergruppe von Bären und Leoparden beim Londoner Colosseum arbeiten, mit einem „komisch-seriösen dreifachen Reckakt" in der Berliner Scala auftreten können und im Moskauer russischen Staatszirkus als „weiße Reiterin", in Wien als „Trampolinspringer" zu finden sind. Nun, solche Leute wandern nicht in die Neue Königstraße, dort, wo sie sich mit der Wadzekstraße kreuzt und wo ein Verband — er heißt Reichsverband ambulanter Gewerbetreibender — seine Börse hat.

*

Was hier jeden Montag, jeden Donnerstag zwischen 14 und 16 Uhr zusammenströmt, das gehört einer anderen Schicht an. Einer Schicht, die Joachim Ringelnatz in melancholischer Reimerei „jene kleinsten ehrlichen Artisten" genannt hat und die man auf jenen Plätzen Berlins sehen kann, die der Mund des unbedachtsamen Volkes als „Rummelplatz" bezeichnet, obwohl, obwohl, obwohl nämlich die Leitung des Verbandes sich stirnrunzelnd gegen dieses ebenso unziemliche wie heruntersetzende Wort verwahrt und allein den Ausdruck „Vergnügungspark" als zulässig erklärt.

*

Hier also kommt man her, wenn man sich seinen Mitmenschen als Zwerg, Riese und Expanderzieher zu zeigen gedenkt und einen Schausteller sucht, der eine Bude auf einem der 16 Berliner Vergnügungsparks besitzt; denn der Riese, der Zwerg, der Fakir, eine Schlangentänzerin, eine Dame mit „künstlerischen Tätowierungen" oder ein Dresseur von Hunden, Affen, Ratten, Katzen trifft da seinen künftigen Arbeitgeber, der ihn gegen eine Beteiligung von 50 Prozent der Abendeinnahme auf einige Tage an das Unternehmen verpflichten kann.

Montags und Donnerstags tauchen auch die „Fischmenschen" auf, die zwischen ihren Fingern eine absonderliche Schwimmhaut haben, die „Kamelmenschen", die über den Mißwuchs eines behaarten Buckelhöckers verfügen, die Degenschlucker, die Entfesselungskünstler kommen, um einige „Skelettmenschen" verstärkt, auf einen Sprung heran, da es doch sein könnte, daß man auf den Plätzen in dem Lindenpark und in der Landsberger Allee oder im Schweizergarten am Friedrichshain zur Zeit nicht ohne Entfesselungskünstler und Skelettmänner leben will — —

Freilich: wenn eine Zeit für die Artisten im Vergnügungspark ganz besonders schlecht ist, dann sind es vor allem diese Monate; und wer — von schüchternen Hoffnungen schüchtern belebt — gleichwohl zu den Börsenstunden heranstampft, der weiß, daß im Winter nicht viel zu holen ist.

Immerhin, man muß glauben —! Und wenn man bei Schneefall und Frost auch kaum erwarten kann, einen unternehmungslustigen Mann zu finden, der an die Zugkräfte des gewandten „Rekommandeurs" (Ansager, Ausrufer) glauben würde — so bleibt doch die Börse der Ort, an dem man schon jetzt Pläne für das Frühjahr und den kommenden Sommer aushecken könnte, einen dressierten Affen, der radfahren kann, wegen der augenblicklichen Notlage an den Mann zu bringen hofft und daseinswichtige Gebrauchsgegenstände wie ein „Trampolin", ein Fakirkostüm oder einen Apparat für Zauberer verhandelt.

*

So sitzen sie da herum — sehnig und dünn die meisten, außer jenen schwersten Männern der Welt, für die es eine Lebensfrage ist, nicht unter viereinhalb Zentnern zu wiegen. Sie sitzen herum — trinken ein Glas „Koks", was für Kundige Rum mit einem Stückchen Zucker bedeutet — schleichen zögernd von Tisch zu Tisch, um nur ganz gewiß zu sein, daß wirklich niemand da ist, der aus den undurchsichtigsten Gründen eine erstklassige Schaunummer verpflichtete. —

Aber nein, da ist niemand; und die sich gleichwohl doch noch einmal überzeugen wollten, kehren achselzuckend zu ihren Sitzplätzen zurück und reden in langsamen, abgerissenen Sätzen darüber, daß (falls heute der dicke Herr von der Bude in der Köpenicker Straße oder die resolute Besitzerin aus der Stromstraße gekommen wäre), daß dann oder vielleicht auch nicht... Der Lautsprecher des Rundfunks, der in der Ecke unsichtbar schnarrt, hustet in dieses schleppende Gespräch seine Nachmittagsmusik hinein; und hin und wieder erscheint der „Ober" dann mit seiner bündigen Frage: „Noch einen Koks...?!"

Wenn dann die meisten sich zaudernd erheben, die „Fischmenschen" trübsinnig die Schwimmhäute zwischen ihren Fingern betrachten und der Degenschlucker nicht für die Müllerstraße in Frage gekommen ist, ein Fingerkämpfer keine Gelegenheit zum Umrenken fremder Arme gesehen hat und der Mann mit dem „Trampolin" seinen Apparat, auf dem man die Salti macht, wieder mitnehmen muß — dann wissen sie, was in den nächsten Tagen, wo kein Schausteller die ungeheure Summe von hundertfünfzig Mark für die monatliche Platzmiete erlegen will, ihr Schicksal sein wird; und sie gehen diesem Schicksal mit der Miene von Männern und Frauen entgegen, die sich nun einmal vor der Not behaupten müssen und aus langer Erfahrung noch ein paar Aushilfsmittel wissen.

*

Sie werden vielleicht stempeln gehen und sich trotz ihres „Eiskönigtums" und trotz ihrer Würde als „Fakir" in die lange Reihe der Arbeitslosen einreihen. Oder wenn sie Leute sind, die eben gar nichts unversucht lassen, werden sie „ständeln" gehen, was in der Artistensprache heißt, daß man von Lokal zu Lokal zieht; dort seinen Mungo, seine Tätowierungen, seinen Kamelbuckel zeigt und zum Beschluß einen kleinen Betrag einkassiert. Auf daß man dann am nächsten Montag und am nächsten Donnerstag wieder die Börse besuchen kann bis

bis dann schließlich der März sich langsam heranschleicht, in dem die Trillerpfeifen auf den Laufbrettern der Schaubuden zu schrillen beginnen, die Herren „Rekommandeure" auf ihren Gedankenleser, ihren radfahrenden Affen, ihren Kautschukartisten, ihre Walzer tanzenden Pudel aufmerksam machen können.

Helmut Rosenthal.

Die „Kuh"

Aufsatz eines zehnjährigen Volksschülers.

„Die Kuh ist ein Säugetier und ein Haustier.

Sie hat sechs Seiten, links und rechts, oben und unten, hinten und vorn.

Sie ist überall mit Rindleder bezogen, hinten hat sie einen Schwanz und einen Püschel dran. Damit jagt sie die Fliegen weg, damit sie nicht in die Milch fallen.

Vorn ist der Kopf, damit die Hörner daran wachsen und das Maul Platz darauf hat. Die Hörner braucht die Kuh zum Stoßen und das Maul zum Brüllen.

Unten an der Kuh hängt die Milch. Die ist zum Ziehen eingerichtet. Wenn die Leute daran ziehen, kommt die Milch heraus. Die Milch wird niemals alle, die Kuh macht immer mehr. Wie sie das macht, haben wir noch nicht gehabt.

Die Kuh hat einen feinen Geruch. Man riecht sie schon von weitem, denn das macht die gute Landluft.

Der Mann von der Kuh ist der Ochse, er sieht genau so aus, wie die Kuh, nur hängt unten keine Milch dran. Darum ist der Ochse auch kein Säugetier. Der Ochse ist ein Schimpfwort.

Die Kuh kriegt jedesmal ein Kalb, wie sie das macht, weiß ich nicht. Mein großer Bruder weiß das schon. Das Kalb nährt sich durch Nuckeln.

Die Kuh lebt von Gras, Kartoffelschalen und Butterblumen. Wenn das Futter gut ist, macht sie gute Milch, wenn das Futter schlecht ist, macht sie schlechte Milch, wenn's donnert wird die Milch sauer. Die Kuh braucht nur wenig Nahrung. Was sie einmal gegessen hat, ißt sie öfters, weil sie alles wiederkaut, bis sie ganz satt ist. Wenn sie einmal runterschluckt, dann rülpst sie und dann hat sie das Maul wieder voll.

Mehr weiß ich nicht."



Ein neues Fliegerdenkmal in Berlin

Unweit des Flughafens Tempelhofer Feld in Berlin wird in nächster Zeit ein Fliegerdenkmal Aufstellung finden. Das Denkmal stellt einen mit einem Fallschirm gelandeten Piloten dar. Der Entwurf stammt von Prof Seiffert, Berlin.

Lustige Ecke

Erfreulich.

Der wegen seiner groben Art vielgefürchtete Chef des Hauses, Bretschneider, will gerade seine Koffer zur Heimreise von Swinemünde nach Leipzig packen.

Da bringt ihm der Hausbursche ein eben eingelaufenes Telegramm.

Eilig reißt er es auf und liest:

„Acht Tage Nachurlaub bewilligt. Das Personal".

*

„Die Frauen machen sich doch immer jünger als sie wirklich sind."

„Nicht immer. Als ich meiner Braut ein Armband mit so viel Brillanten versprach, als sie alt sei, wurde sie sofort um zehn Jahre älter, als sie bisher zugestanden hatte.

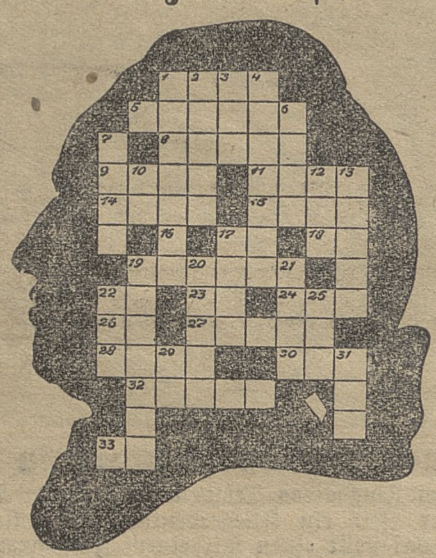
* *

Auf seinem Besuch durch eine kleine Landstadt spricht sich der Regierungsvertreter dem Bürgermeister gegenüber äußerst lobend über seine Tätigkeit aus: „Ich habe mit großer Befriedigung gehört, daß in der letzten Zeit viele gemeinnützige Einrichtungen in der Stadt geschaffen worden sind."

Stolz wirft sich der Bürgermeister in die Brust: „Das will ich meinen! Denn seitdem die vielen Autos durch unsere Stadt kommen, haben wir einen Samariterverein gegründet, ferner haben wir eine öffentliche Verbandstelle eingerichtet, dann haben wir einen vereidigten Sachschadentaxator neu eingestellt, unser Gendarm hat ein Motorrad bekommen, damit er den Automobilisten nachsetzen kann, wenn sie durchbrennen wollen, und das städtische Krankenhaus ist um zehn Betten erweitert worden."

Rätsel-Ecke

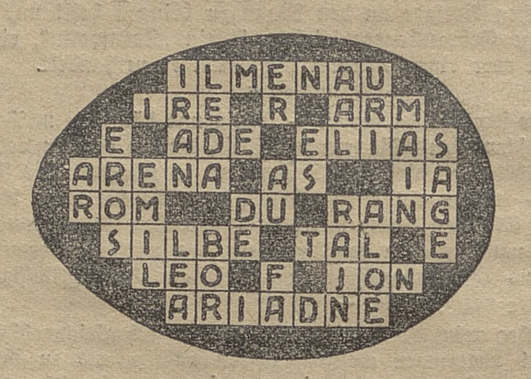
Kreuzworträtsel



Wagerecht: 1. deutscher Fluß, 5. Komponist, 8. französischer Fluß, 9. deutscher Fluß, 11. Säugetier, 14. Teil der Pflanze, 15. Frucht, 17. Fürwort, 18. Auerochs, 19. Hafenstadt in Ostpreußen, 22. italienische Bejahung, 23. Fluß in Sibirien, 24. norwegischer Schriftsteller, 26. arabischer Artikel, 27. Liebhaber, 28. Roman von Zola, 30. Elend, 32. Vogel, 33. Spielkarte.

Senkrecht: 1. Kunst, 2. Baum, 3. Fluß in Asien, 4. Figur aus dem „Kaufmann von Venedig", 6. Fluß in Pommern, 7. Fluß im Harz, 10. Tonstufe der italienischen Skala, 12. Straußenart, 13. Figur aus „Götz von Berlichingen", 16. tierisches Produkt, 17. italienische Insel, 19. Berg in der Schweiz, 20. deutscher Dichter, 21. Kavallerist, 22. Nebenfluß der Weichsel, 25. Figur aus der griechischen Sage, 29. chemische Bezeichnung für Natrium, 31. geographische Bezeichnung.

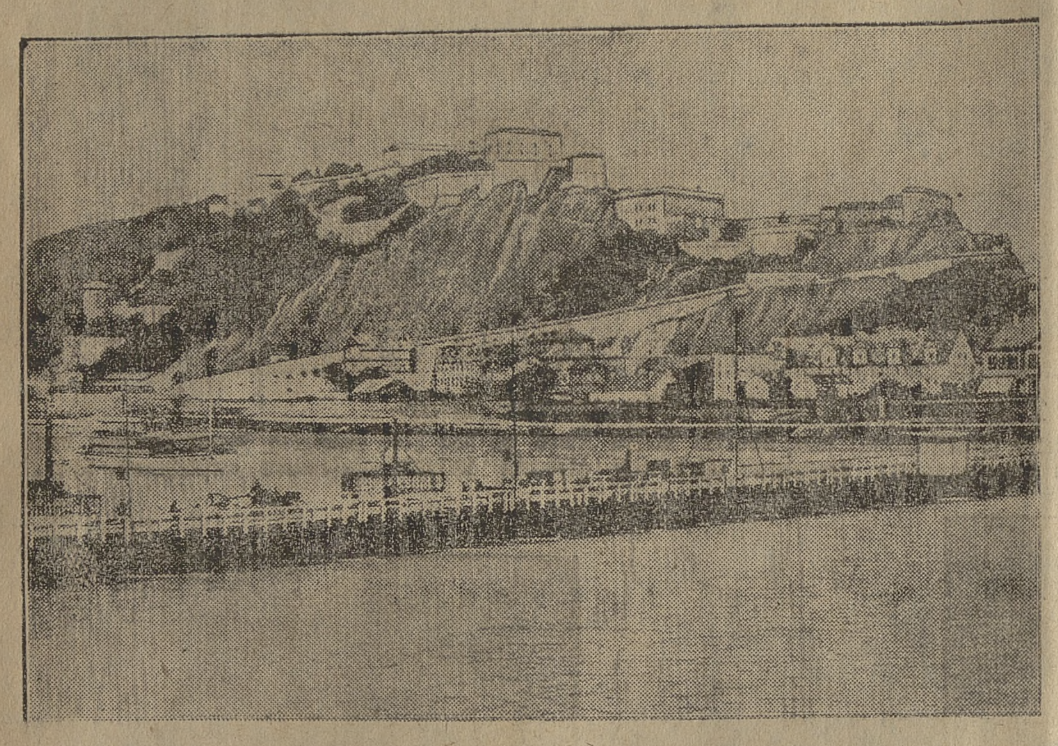
Auflösung des Kreuzworträtsels



Verantwortlicher Schriftleiter: Willi Bisanz, Lemberg. Verlag: „Dom", Verlagsgesellschaft m. b. H. (Sp. z ogr. odp.) Lwów (Lemberg), Zielona 11. Druck: „Vita", zakład drukarski, Spółka z ogr. odp., Katowice, ulica Kościuszki 29.

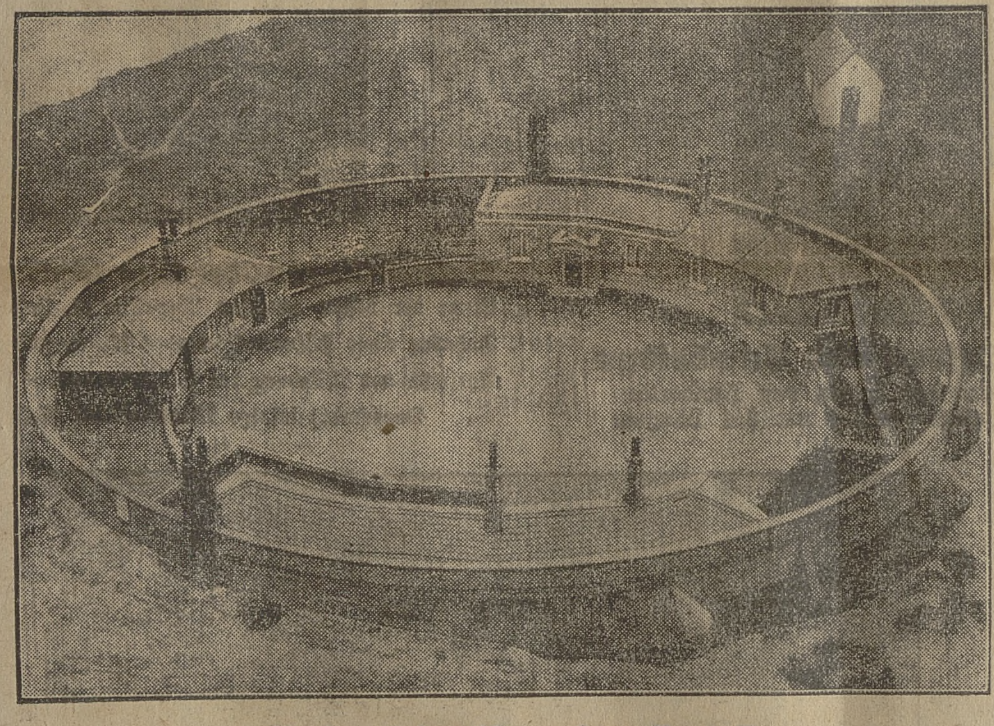
Bilder der Woche

Als Stätten für ein Reichsehrenmal sind in Aussicht genommen





Rechts: die Landschaft an der Weser bei Höxter, in der Nähe der Rabenklippen, wo der Zusammenklang von deutschem Bergwald und deutschem Fluß einen wuchtigen und schönen Hintergrund für ein Ehrenmal abgeben würde und **links: der Ehrenbreitstein bei Koblenz** als alter Wächter an Deutschlands Schicksalsstrom.



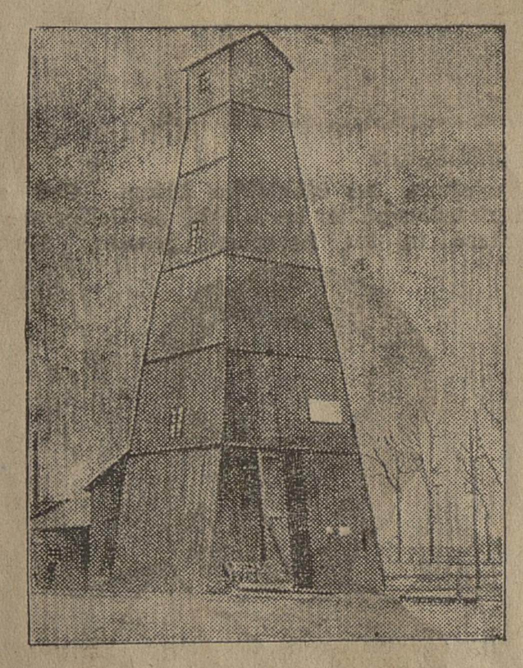
„Mein Heim ist meine Burg“

Nach diesem alten englischen Sprichwort hat der Leuchtturmwärter von Spurn Head (England) gehandelt, der sich in das Fundament seines niedergerissenen Leuchtturmes eine festungartige Behausung hineingebaut hat.



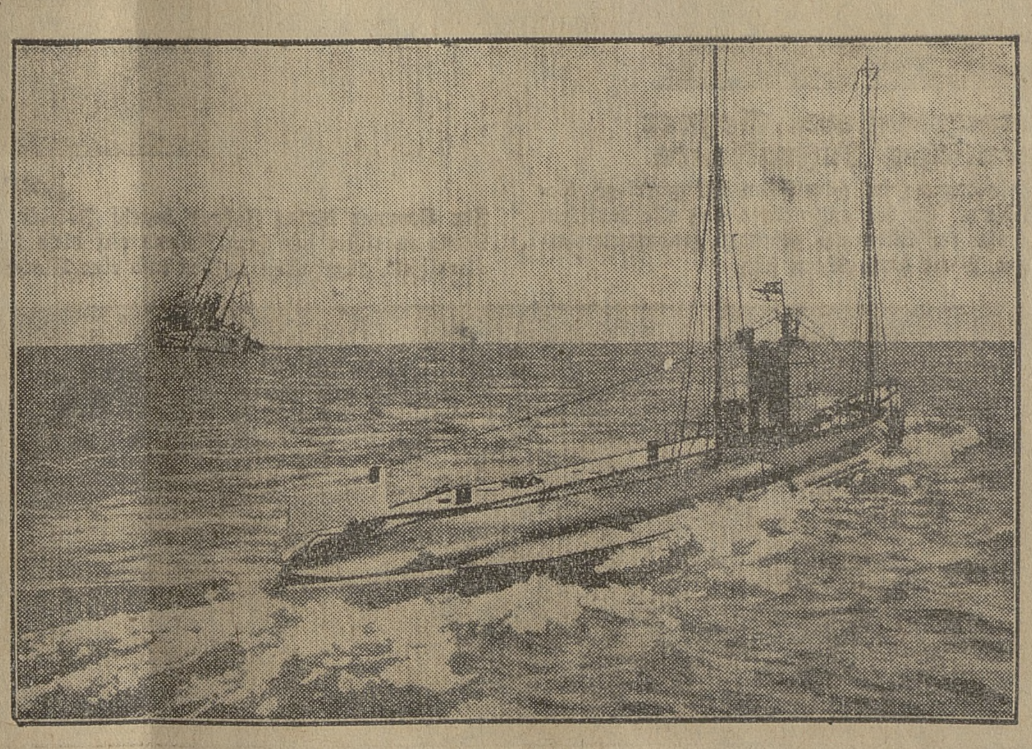
Beim Training zum Autorennen um den „Großen Preis von Marokko“ tödlich verunglückt

ist der französische Rennfahrer Graf Bruno von Harcourt, der Schwiegersohn des Herzogs von Guise, des „legitimen Erben der französischen Krone“. Graf Harcourt, dessen Wagen im 140-Kilometer-Tempo sich überschlug, wurde mit zwei Wirbelsäulenbrüchen in hoffnungslosem Zustande ins Krankenhaus gebracht.



Kalifunde bei Bremen

In dem kleinen Ort Heidkrug, in der Nähe von Bremen, wurde bei Bohrungen nach Petroleum in ungefähr 700 Meter Tiefe ein ausgedehntes Kalifeld entdeckt. — Unser Bild zeigt den Bohrturm der Bremer Erdöl-A.-G. auf dem Gelände bei Heidkrug.



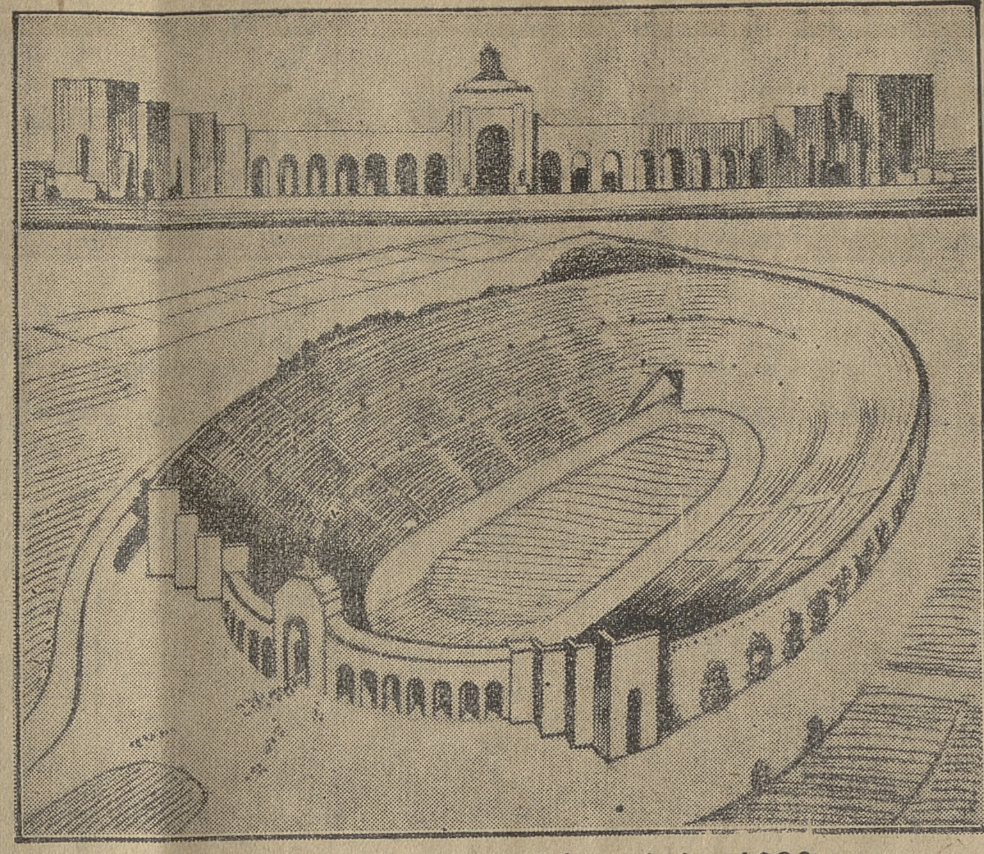
„Blockade“

heißt ein Film, der den Heldenkampf der deutschen U-Boote gegen die würgende Umklammerung Deutschlands durch die englische Blockade-Flotte im Bildstreifen auferstehen läßt. Der Film, der mit weitester Unterstützung der englischen Admiralität aufgenommen ist, erlebte jetzt seine Uraufführung in Berlin.



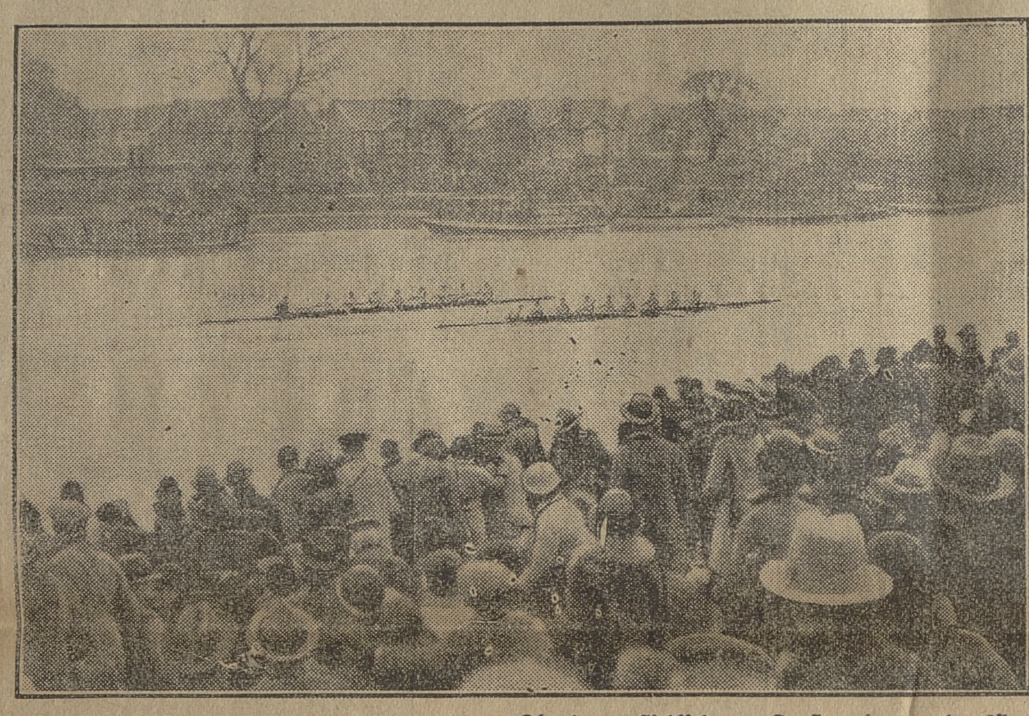
Carl Sternheim heiratete Pamela Wedekind

Der bekannte Dichter und Dramatiker Carl Sternheim hat sich mit der Filmschauspielerin Pamela Wedekind, der Tochter Frank Wedekinds, am 17. April in Berlin verheiratet. — Unser Bild zeigt das jungvermählte Paar vor dem Standesamt.



Die Kampfstätte der Olympiade 1932

wird das Stadion in Los Angeles (Kalifornien) sein, das für diesen Zweck zu der hier gezeigten Form (unten: der Gesamtüberblick — oben: das Empfangstor) umgebaut wird und alsdann 105 000 Zuschauer aufnehmen kann.



Das traditionelle Achterrudern der Universitäten Oxford und Cambridge

das größte Ereignis der englischen Rudersaison, wurde am 12. April unter den Augen von Hunderttausenden Zuschauern ausgetragen und endete mit dem Siege von Cambridge (rechts) um 3½ Längen.



Rekordflieger Nehring tödlich abgestürzt

Einer der besten deutschen Segelflieger, Johannes Nehring, Inhaber eines Höhenweltrekordes für Segelflugzeuge, ist am 16. April bei der Mündung des Altrheins in den Rhein (westlich von Darmstadt) infolge Motordefektes tödlich abgestürzt.



Ein unangenehmer Gegner der deutschen Instrukteure

ist der Führer der Nordarmee im chinesischen Bürgerkriege, General Yen Hsi Schan. Er hat angeordnet, daß alle deutschen Offiziere, die im Dienste der Südarmee gefangen genommen werden, sofort hinzurichten sind.



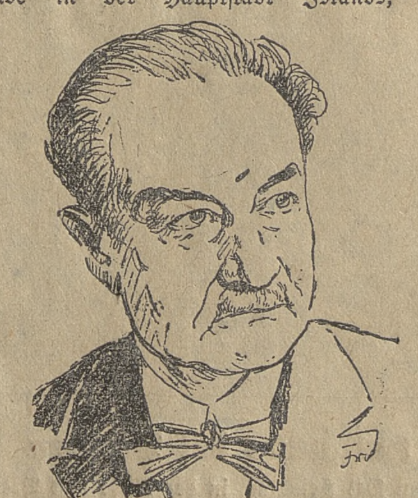
Zur Tausendjahrfeier Islands

Im Sommer dieses Jahres begeht Island die Tausendjahrfeier seiner Verfassung, des isländischen Things. Seit vielen Monaten rüstet sich ganz Island auf diese Feier, die im Thingtale, der Versammlungsstätte der isländischen Volksvertreter in alter Zeit, abgehalten werden und eine Woche dauert. — Das Parlamentsgebäude in der Hauptstadt Islands, Reykjavik.



Wenn Flugzeuge zusammenstoßen ...

Zwei französische Armeeflugzeuge stießen über der Stadt Chateauroux zusammen und stürzten ab. Eine der Maschinen fiel auf ein Haus, das durch die Explosion des Benzintanks in Flammen gesetzt wurde und ausbrannte (links). Eine alte Frau, die sich nicht mehr retten konnte, kam in dem Feuer um. Auch das andere Flugzeug zerschellte völlig (rechts: der Abtransport seiner Trümmer.) Die Piloten beider Apparate fanden den Tod.



Professor Heinrich Grünfeld

der berühmte Violoncellist, dessen Kammermusikkonzerte fünf Jahrzehnte lang zu den Trägern des Berliner Musiklebens gehörten, wird am 21. April 75 Jahre alt.